eines vormodernen Textes immer um eine „Gratwanderung“ (S. 6) handelt, ist unstrittig. Wer hier mäkeln wollte, müsste es erst einmal besser machen. Das kann jedoch nicht heißen, dass man sich mit dem Hinweis, es handle sich um „keine wissenschaftliche Publikation“ (S. 9), vor jeder Kritik salviert. Es seien daher einige allgemeine Kritikpunkte erwähnt, die aber die Leistung, die hinter dem Buch steht, in keiner Weise schmälern. So hätte man sich bei der Wahl des Titels „Augenzeuge des Konstanzer Konzils“ mehr Zurückhaltung erwartet, leistet er doch dem Missverständnis Vorschub, dass es sich bei der übersetzten Version tatsächlich noch um eine Chronik des Ulrich Richental handelt. Das ist aber nicht (mehr) der Fall. Der Name des Verfassers taucht im Prooemium der Konstanzer Hs. nicht auf. Richental fungiert nicht mehr als Autor. Es sind die *erber lüt*, die die Geschichte der Stadt während des Konzils *von gedachtnusse wegen* erzählen. Die Hs. hat im Überlieferungsgefüge eine andere Funktion, als dies etwa (noch) für die New Yorker Hs. gilt. K. hat dies in seiner kommentierten Überlieferungsgeschichte, die in der Neuübersetzung noch einmal als „Nachwort“ abgedruckt wird, richtig dargestellt. Insofern hätte man im Vorwort eine Begründung erwartet, warum gerade diese und keine andere Version übersetzt wird. Vorsichtig Zweifel anzumelden sind auch, wenn eine fast 600 Jahre alte, teilweise lateinische Chronik mit einem systematisch-statistischen Namenteil, der in der Übertragung, sofern er den narrativen Chronikteil fol. 110^v–116^r betrifft, unübersetzt (S. 174) bleibt, nur anempfohlen wird, um „Vergnügen beim Schmökern“ (S. 9) zu bereiten. Aktualisierung und Popularisierung vormoderner Texte haben dort ihre Grenze, wo man die Alterität ma. Literatur aus dem Blick verliert. Das ist der Fall, wenn man von „mangelhaften Geographiekennntnissen“ des Chronisten (S. 8) spricht, weil die kosmographische Konzeption, die hinter dem Werk steht, (noch) nicht zureichend erklärt werden kann. Dass es hier bereits überzeugende Erklärungsansätze gibt, zeigen neuere Forschungen von Christof Rolker (Konstanz) zum Wappenteil der Chronik. Wenig trägt es zum Verständnis bei, wenn man den Chronisten als „ersten Klatsch- und Lokalreporter der Geschichte“ klassifiziert, wie dies auf dem hinteren Buchdeckel geschieht. Die vorliegende Übersetzung ist der Gefahr, einen vormodernen Text als modernes Buch zu lesen, leider nicht ganz entgangen. So wird dem ma. Text u. a. vorgehalten, er verfüge nicht nur über „keine Satzzeichen“ (S. 7), er sei an vielen Stellen auch „redundant“ (S. 6), so dass „großer Ermüdung“ (S. 7) des Lesers vorzubeugen sei. Über den ersten Vorwurf muss man nicht sprechen, da die Interpunktion in ma. Hss. vornehmlich rhetorisch-intonatorisch verfuhr. Was die Redundanz angeht, liegt aber ein Fehlschluss vor. Denn der Text, von dem wir bekanntlich kein erhaltenes Original kennen, ist nicht redundant. Er kennt vielmehr – und hier ist die Kenntnis der Überlieferungsgeschichte wichtig – nicht nur unterschiedliche Strategien von Autorschaft, sondern als fluider Text auch das Phänomen der „mouvance“ (Paul Zumthor), also unterschiedliche Textschichten, die in den erhaltenen Textzeugen teilweise vermischt auftreten. Dass die Geschichte von Jan Hus in der Chronik zwei Mal erzählt wird, ist richtig beobachtet, hat aber Ursachen; sie wird nicht, wie die Übersetzer vermuten, „schlicht wiederholt“ (S. 6). Wir sollten uns überhaupt hüten, wie dies František Graus formuliert